

Der Erzähler.

Wöchentliche Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Merkur“.

Verantwortlicher Redacteur Carl Kraus, Düsseldorf, Bilkstr. 6.

Nr. 11.

Samstag, 9. September 1882.

1. Jahrg.

Strategische Studien.

Humoristische Erzählung von A. Meis.

11

„Wenn ich Dir nun sagte: Gut, ich nehme Dich beim Wort — und zu Ostern . . . soll die Hochzeit sein. Was würdest Du mir darauf antworten? Aber ernst! — Alfred, das ist eine Gewissensfrage; keinen Wit, wenn ich bitten darf.“

Der Lieutenant biß sich in die Lippen und senkte den Blick zu Boden . . . vielleicht, um den Blitz zu verbergen, der plötzlich aus seinen Augen schoß.

„Ich würde antworten,“ erwiderte er, „selbst früher, wenn es Ihr Wunsch ist!“

Jetzt war — wir müssen es konstatieren — der Obrist von Berting gründlich aus dem Konzept gebracht! — Das war viel toller noch als die Dänen bei Distelheim! — Worauf solle er hier chargieren, wenn der Feind im voraus alle Stellungen aufgibt? — Ein halb Duzend immer energischer werdender „Hms“ und eine durch nichts zu rechtfertigende Behandlung seines Schnurrbartes . . . das war alles, was er zu erwidern hatte! — Wir wissen wahrlich nicht, wie diese Scene geendet hätte, wenn nicht plötzlich der Bursche des Lieutenants ziemlich echauffiert ins Zimmer getreten wäre.

„Meldung aus dem Stall,“ sagte er, den Obristen salutierend.

„Was giebt's?“

„Der Fuchs des Herrn Obristen hat mit dem Rappen des Herrn Lieutenants angehandelt.“

„Was heißt das?“

„Angehandelt! — Der Herr Obrist verstehen: angehandelt! — Geschlagen, gebissen . . . ge . . .“

„Gut, und das Resultat?“

„Daß der Fuchs des Herrn Obristen stark blutet.“

„Der Teufel hol Euch Dummköpfe, schickt sogleich zum Tierarzt!“

„Zu Befehl, Herr Obrist.“

Und der Diener verließ schleunigst das Zimmer. Dieses Intermezzo hatte wenigstens das Gute, daß die Situation dadurch verhindert wurde, noch gespannter zu werden, als sie bereits war. Der Obrist fing an, sich nach und nach zu beruhigen und versuchte durch allerlei Kreuz- und Querfragen, die Frage zu erhellen und zu klären. Alles war umsonst. Alle Kriegslisten, die er anwandte, prallten an dem ruhigen und gesetzten Benehmen seines Sohnes

ab, der alles auf Rechnung der Sinnesänderung schob, die mit ihm vorgegangen war.

„Kurz und gut,“ meinte endlich der Obrist, „ich wäre ein Narr und ein Heuchler noch dazu, wenn ich Dir nicht eingestände, Alfred, daß Du mir eine unendliche Freude damit bereitest, indem Du Dich willigst zeigst, unsern Lieblingswunsch zu erfüllen; aber . . .“

„Immer noch ein Aber, Papa?“

„Du hast Recht — ich bin ein Starkkopf,“ antwortete der Obrist. „Ich danke Dir, Alfred. Komm, gieb mir die Hand. Du hast mir eine große Freude bereitet. Donnerwetter, wenn ich denke, daß ich einen Enkel zum ersten Mal aufs Pferd hebe, und daß der Kerl . . .“

„Hinunterfällt,“ lachte Alfred.

„Unfinn! Ein Berting fällt nie vom Pferde! — Doch Apropos, es bleibt dabei — Du autorisierst mich, der Generalin davon Kenntniß zu geben!“

„Selbstverständlich, Papa — Sie wissen, daß ich stets aufrichtig gewesen bin.“

„Freilich, das weiß ich. Ich fürchte nur wieder eine solche Aenderung und dann . . . ach was — ich bin ein alter Schwarzseher — ich will mich nicht fürchten — viel zu sehr freue ich mich, als daß ich daran denken darf, mich zu fürchten — alles ist also in Ordnung?“

„Es scheint mir . . . doch noch nicht alles!“

„So, was giebt's denn noch, wenn Du willst?“

„Aber die Baroness . . .“

„In der That, Du hast Recht, die hatte ich im Augenblicke vergessen. Doch deshalb sei außer Sorgen, mein Junge. Siehst Du, ich will mit Dir ganz offen sprechen. So lange Du noch solch ein Saufwind warst, gab ich dem Mädchen innerlich eigentlich ganz Recht, nichts von einer Verbindung mit Dir wissen zu wollen. Aber jetzt kann ich ganz anders von Dir sprechen und . . .“

„Ich möchte keinen Schritt thun, wenn ich wüßte —“

„Daß Du einen Korb bekommst. Finde ich sehr richtig. Verlaß Dich dabei auf mich. Ich werde alles schon in Ordnung bringen — das ganze Terrain säubern. Gott sei Dank, daß wir so weit sind!“

Der Bursche trat wieder ein.

„Gehorsamste Meldung des Herrn Veterinars — der Verband am Vorderbein des Fuchses ist angelegt.“

„Und was weiter?“

„Drei Tage absolute Ruhe und Umschläge!“

„Donnerwetter hole Euren Stall — wie komme ich jetzt nach Hause?“

„Vielleicht dem Herrn Obristen einen Wagen bestellen?“

„Kein, halt er sein Maul, oder ich stopf es ihm mit einer Wagendeichsel! Ein Dragoner in einem Wagen . . . das muß drollig aussehen. — Alfred, laß mir einen Deiner Gäule satteln.“

„Pardon, Papa . . . nur Arabella ist disponibel und die . . .“

„Nun was?“

„Die ist etwas gar zu feurig — und ich hege Besorgnis.“

„Hahaha . . . daß der alte Obrist Verting vom Gaule fällt! Junge, laß das in allen Zeitungen veröffentlichen — von denen, die mit mir gedient haben, glaubt es kein Einziger.“

„Wie Sie befehlen, Papa!“

„Versteht sich! — Also verstanden, Er Herr Maulaffe dort — Wagenschmierer — abmarschirt — und fix Arabellen meinen Sattel aufgelegt. Ich werde mir nachher die Sattlung genau anschauen und wehe Seinen Ohren, wenn ich daran etwas auszusetzen habe.“

„Zu Befehl, Herr Obrist!“

— — — — — Eine halbe Stunde später verließ der Obrist auf der Stute seines Sohnes die Stadt.

Wer das Bild eines zufriedenen Mannes sehen wollte, hätte sich bloß nur den alten Reiteroffizier anschauen müssen, wie er im kurzen Trab auf der Landstraße daher ritt. Eine so unendliche Befriedigung, wie er sie kaum mehrere Male in seinem Leben gefühlt, spiegelte sich auf seinem martialischen Gesichte ab, daß wir ihn schlecht kennen müßten, wenn wir nicht vorhersehen, daß gar bald seine innersten Gefühle sich Luft machen und er einen seiner beliebten Monologe beginnen werde.

Und so war es auch! Kaum hatte er die letzten Häuser der Stadt hinter sich, als er auch schon nicht mehr fähig war, die Worte auf der Zunge zurückzuhalten.

„Das heißt“ — begann er wie gewöhnlich alle derlei Ergüsse. „Das heißt, ich habe entschieden Unrecht, zu fürchten, daß der Junge zu weit nach rechts schwenkt. — Da ist nichts zu befürchten; — das wird sich ja klären. Aus meinem Blute wird nie ein Duckmäuser. Hm, das war, Gott sei Dank, ein brillanter Zufall, daß gerade jetzt . . . Hm . . . die Generalin, die gute Frau — die wird Augen machen, wenn ich ihr das melde . . .“

Verting gab dem Gaule die Sporen und lachte hell auf!

„So ist es kein Kunststück“ — fuhr er nach einer kleinen Weile fort, „eine Campagne glücklich durchzuführen, wenn die Avantgarde beim ersten Anprall schon alle Positionen erobert. Nun wird sie sich doch aber wieder einbilden, sie hätte das durch die Schärfe ihrer Kombinationen allein zu Wege gebracht. Gut — ich werde ihr den Wahr nicht nehmen, da sie sich glücklich darin fühlt! — Aber was hat denn der Gaul? — Das soll die feurige Arabella sein? — Das ist eine Kaffeeschwester mit

dem Strickstrumpf — Allons Hopp, mein Fräulein, ich werde Sie ein wenig aus Ihrem Halbschlummer aufrütteln, wenn Sie es erlauben.“

Eine ganze Weile lang verhinderte der starke Galopp, zu welchem Arabella gezwungen wurde, die Fortsetzung des Monologs, doch als der Obrist endlich wieder in den gewöhnlichen Trab einlenkte, fing auch die Zunge von neuem an . . . zu traben.

„Nun kann ich mir ganz genau vorstellen, was sich weiter ereignen wird. — Heute oder morgen wird sie mir auftragen, ihrer Nichte ihren Willen betreffs der Hochzeit auf Ostern mitzuteilen. Das werde ich aber gehorfsamst bleiben lassen. Ich werde zu ihr gehen und — die kennt mich, die weiß, wie mir's ums Herz ist — das ist ein braves, herrliches Mädchen! — Die ganze Welt hätte ich durchsuchen können — eine bessere Schwiegertochter hätte ich nie und nirgends gefunden. — Hm! — Ich werde ihr alles vorhalten, und hoffentlich wird es mir gelingen, sie zu überzeugen, daß Alfred ein anderer Mensch geworden ist, und daß sie ihn auf dieser Verbesserungsbahn leiten und führen soll. Die Mädchen haben alle so die Manie, die Männer bessern zu wollen und ich denke an meine Selige . . . Armes Weib! . . . Kurz ich hoffe, daß sie einwilligen wird. Dann werden wieder die strategischen Kombinationen der Generalin triumphiert haben . . . Hahaha! Drollige Frau! — Wenn aber nicht . . . hm! — Das wäre schade! — Ja wenn sie partout nicht will . . . dann — nun wohl — dann muß der Alfred darauf seine Rechnung nehmen, damit dem armen Mädchen nicht das Leben von ihrer Tante verbittert werde. Dann läßt er sich versetzen und . . . ja das wäre schade und ich würde mich wirklich — aber Pökelement, was hat denn der Teufels Gaul . . . ich werde Dich — hier Frauenzimmer! — na warte, Dir werde ich's weisen . . .“

Man war eben an einer kleinen Brücke angekommen, an deren andern Ende ein schmaler Fahrweg in das Gehölz führte. — Schon auf der Mitte der Brücke hatte Arabella begonnen, unruhig zu werden, und als sie am andern Ende anlangte, hatte sie sich resolut nach links in den Waldweg geworfen.

Der Obrist bemerkte es noch zur rechten Zeit und riß das Pferd herum, indem er ihm heftig die Sporen einsetzte. — Doch die Stute des Lieutenant's bäumte sich und wandte sich trotz allen Bemühungen Bertings wieder nach links.

Der Obrist fluchte, was das Zeug nur halten wollte, und ein trefflicher Reiter, wie er war, setzte er all seine Kraft und Erfahrung ins Spiel, um die störrige Arabella nach seinem Willen zu führen.

Nichts half! — Immer wieder wandte sie sich dem Walde zu — und wenn er sie einmal ein paar Schritte vorwärts gebracht, dann wandte sie sich mit einem gewaltigen Ruck wieder um.

Verting rann der Schweiß von der Stirn und das Blut von den Sporen. Er war ein zu guter Pferdekennner, um nicht zu wissen, daß der Kampf mit dem Tiere noch lange dauern würde, wenn er zu dem Resultate kommen wollte, es vorwärts zu bringen!

„Ach was!“ rief er — „der Klügste giebt nach! Wenn Du durchaus willst, mach Deine Waldpromenade, mein Töchterchen. Ich werde nachher durch den Querweg beim Bach nach Hause reiten. Dort weiß ich ein geädertes Feld, — da werden wir unsere Rechnung dann begleichen; . . . Du verdammte Heze Du! . . . warte nur . . . Allons hopp! — In den Wald!“

Das Pferd wieherte vor Freude laut auf und karakolierte in den Holzweg hinein . . .

„Was solche Viehe für Launen haben,“ brummte der Obrist, als er sich ein wenig beruhigt hatte — „entsinne mich auch einmal — ich war eben Lieutenant geworden, einen Schimmel gehabt zu haben . . . der wollte auch nie den geraden Weg gehen — immer den Seitenweg zur Mühle, wo die Tochter . . . Allons, jetzt hat das dumme Vieh Eile, als wenn's für Geld ginge! Galoppiere nur zu! . . . Nachher auf dem Felde werden wir ein Wörtchen miteinander zu sprechen haben, das Dir wenig gefallen wird!“ —

Die Generalin von Hohenberg war von dem Ritt, welchen der Obrist nach der Stadt unternommen, benachrichtigt worden, und sie konnte sich leicht vorstellen, zu welchem Zwecke Berting seinen Sohn dort aufsuchte.

Sie hatte gewaltig mit den Achseln gezuckt, als sie es erfahren und in der ihr eigenen ziemlich wegwerfenden Art und Weise sagte sie vor sich hin:

„Die richtige Dragonertaktik! Hinreiten — wahrscheinlich dem armen Lieutenant die Ohren vollstuchen — und am Ende herkommen und melden, daß die Sache noch eben so steht, wie sie gestanden hat. Ach, ich sehe schon, ich muß bis zu den kleinsten Details diese Angelegenheit selbst in die Hand nehmen. — Das ist ja eben das Elend in den höhern Chargen — man kann, man darf nicht alles selbst thun, und wenn man es nicht thut, wird es mangelhaft oder gar nicht ausgeführt! — Wie gesagt, ich sehe schon, daß dieser Berting alles so verzetteln und derangieren wird, daß ich mich selbst werde exponieren müssen.“

Und nach und nach hatte die Generalin sich dermaßen in Zorn gegen den unglücklichen Obristen hineingeredet, daß es nach einer halben Stunde schon in ihrem Geiste bombenfest stand, er hätte ihre geschicktesten und scharf durchdachten Pläne und Kombinationen durch seine Nachlässigkeit und Brutalität zu Schanden gemacht. Sie war so weit gekommen, ganz und gar vergessen zu haben, daß diese berühmten Pläne und Kombinationen erst von ihr entworfen werden sollten, daß dieselben nirgends anderswo existierten, als in ihrem Willen, und daß Berting trotz seiner berühmten „Dragonernatur“ doch unfähig war, etwas zu zerstören, was noch gar nicht existierte.

„Ja, ja,“ — fuhr die Generalin fort — „ich sehe schon — es hilft nichts — selbst ist der Mann. Ich werde diesem Obristen einmal sein Handwerk zeigen — ihm weisen, wie man eigentlich bei solchen Angelegenheiten vorgeht. — Solche Menschen verstehen eigentlich nichts als das Fouragieren!“

(Fortsetzung folgt.)

Der Bullenbeißer.

Nach dem Dänen Adam von Max Heinkel.

(Schluß.)

Nachdem mir mein Plan solcher Weise gegliickt war, fing mich die Ratter meines Gewissens zu beißen an.

Elende Feigheit!

Was man gethan hat, muß man auch verantworten können.

Und konnte ich das nicht?

Ja wohl, ich konnte es.

Warum kam er denn gerade jeden Vormittag, dieser liebenswürdige Freund? Er wußte doch, daß ich während dieser Stunden arbeitete!

Warum denn nicht am Nachmittage, ja, zum Teufel, warum denn nicht am Nachmittage? Das sah wie böswillige Absicht aus. Das konnte ich mir doch nicht gefallen lassen. Nein! Ich hatte mich im Zustand der Notwehr befunden, ich mußte dieses Mittel ergreifen, um mich und meine kostbare Zeit zu verteidigen.

Ich beruhigte mich.

Ich arbeitete flott und angestrengt. Die Vormittage gehörten mir, nicht meinem Freunde mehr.

Die Zeit verrann, die Erzählung war fast beendet. Das ist ein außerordentlich wohlthuendes Gefühl, ein Gefühl, welches sich kaum beschreiben läßt.

Behaglich saß ich in meinem Zimmer und wirbelte die grauen Wölkchen einer Cigarette vor mich hin, während die Dämmerung schon ihren feinen grauen Schleier über die Welt breitete, da reißt es drei Mal so heftig an meiner Entreeglocke, daß ich mit klopfendem Herzen vom Stuhle schnelle, wie von einem Dämon plötzlich beim Schopf gefaßt.

„Herr des Lebens, was ist das?“

Mein dienender Geist erscheint, lächelnd, und verkündet, ein Droschkenkutscher wäre draußen, der —

„Was will denn dieser verrückte Mensch — er hat mir fast die Klingel zerrissen!“ sage ich.

„Er will einen Augenblick mit dem Herrn sprechen!“ sagt sie.

„So — sonst weiter nichts?“

„Sonst nichts!“

Mir wurde ganz übel dabei. Die Ueberraschung hatte, wie alle Ueberraschungen etwas beunruhigend Geheimnisvolles. Ich dachte mir schon alles Mögliche. Zulezt, dachte ich, ich hätte einen Droschkenkutscher zu bezahlen vergessen, ich wäre ihm in der Eile mit dem Fahrgelde durchgegangen —

Ein lautes Husten unterbrach mich in diesen keineswegs angenehmen Nachforschungen.

„Na, laß ihn eintreten,“ herrschte ich meine Stubengrazie endlich an, indem ich mich mit dem Mute eines schlachtgewohnten Generals wappnete.

In mein Zimmer trat ein kleiner schmutziger Kerl, mit einer ziemlich rot gesprenkelten Nase, wie ich noch deutlich bemerken konnte.

Seinen Hut von Wachseleimwand etwas betreten hin und her schlenkernd, wünschte er mir mit wetter- rauher Stimme „Guten Abend!“ und schritt dann zur Seite, wahrscheinlich, um nachzusehen, ob die Jose sich bereits entfernt habe.

„Was wünschen Sie?“ rief ich so kräftig, daß schier die Fensterscheiben klangen.

Der Koffelener machte ein paar Schritte vorwärts, warf mir einen eigentümlich pfliffigen Blick zu und wies mit seinem Zeigefinger hinaus nach dem Vorgarten meiner Wohnung.

Ich starrte nach dieser Richtung hin, bemerkte aber nicht die Spur von irgend etwas Auffälligem, worauf er mich hätte aufmerksam machen können.

„Ich verstehe Sie nicht!“ schnurrte ich ihn an.

„Pst! pst!“ sagte er, „nicht so laut!“

Die Sache erschien mir ganz närrisch. „Ist dieser Peitschenschwinger bezecht, oder wirr?“ dachte ich.

Das eine oder andere mußte er sein.

„Weshalb soll ich denn leise reden?“ fragte ich, um etwas Licht in die Finsternis zu bringen.

„Pst!“ wisperte er wieder und schlug sich auf den breiten Mund.

„Ja, Donnerwetter, erklären Sie sich doch näher!“

„Stille doch!“ und nun verfiel er in sein gewöhnliches Schläfisch, „er darfs da nie hieren, daß Sie zu Hause sein!“

„Wer denn?“

Abermals zeigte er nach dem Vorgarten.

„Nu, da draußen,“ fügte er hinzu, „verleichte paßt er auf und wenn er merkt, daß ber unter aner Decke stecken, da kneift er aus!“

„Kneift aus? Wer kneift aus?“

„Nähmen Se mersch ni übel, Sie können a rechter gescheiter Mann sein, aber begreifen thun Se nischte. Ich meene dan Gauner do unden!“

„Den Gauner? Wenn Sie sich nicht deutlicher ausdrücken, lasse ich die Polizei holen!“

„Das ist gar nich notwendig!“ sagte er mit einer beruhigenden Haadbewegung. „Das wer ich schon alleene besurgen!“

Darauf nahm er die wichtige Miene eines Schulmeisters an und fuhr fort: „Sähn Se, die Sache is so. Ich sitze uf meiner Droschke und denke ne ganze Weile an gar Nischte, da kommt Gener — verstehn Se — hält sich de Hand vor de Speise-Anstalt, so — und sagt mer, Kutscher, sagt er, können Se mich uf de . . . straße Nummer 23 fahren — es is zwar bloß eene Tour, aber ich zahl Ihnen for zwee. Na, wissen Se, wenn mer Gener und er sagt mer so was, da hab ich 'n schon weg!“

Ich nickte zustimmend.

„Na, sähn Se!“ redete er weiter, „so warsch. Also ich laß 'n einsteigen und denk mir so das Meinige. Ich fahrn Nummer 23, ich halte — glooben Se, daß er aussteigt? J, Gott bewahre! Bleibt drinne sitzen, was meenen Sie? Ich, vom Bucke runter, Thür uf. Macht er so'n verdächtiges Zeechen mit der Hand und sagt mir, Kutscher, sagt er mir, ich bleibe sitzen. Na, doas war un 'ne Tummheit, doas hat ich schon raus. Ich bleibe sitzen, spricht er zu mir, verstehn Se, mit so'm Spitzbubengefichte, mit eem richtigen, gehn Se mal hier zu dem eisern Gitterhüdel rein und horchen Se. Bleibt alles stille, dann gehen Se hochparterre links die drei Stufen rus und klingeln, wie verrückt — ja, so sagte er — und wenn Se keen Hund nicht

spüren, dann kommen Se wieder retour und melden mirsch. Was meenen Se zu der Frechheit. Sollt'n unrdlich bei seinem Gewerbe understützen! Aber wart ock Pürschel, Dir wer ich a Thee schon austochen!“

Nach dieser glänzenden Redeleistung genehmigte er sich eine mächtige Peise.

Ich verstand ihn immer noch nicht recht; ich war wirklich im Begreifen etwas schwach.

„Na,“ meinte er, als er seiner Nase den Wohlgeruch des schwärzlichen Tabaks verschafft hatte, „a Trinkgeld könnnen Se wull spendieren, nu wissen Se doch, wie und wenn — und sein gewarnigt!“

Um mit ihm endlich fertig zu werden, gab ich ihm den ersehnten Obolus.

Er schien damit nicht ganz zufrieden, wenigstens klang sein „Gute Nacht“ etwas sehr winterkühl.

Bald darauf hörte ich ihn von dannen rumpeln.

Ich suchte mir einen korrekten Vers auf diese Geschichte zu machen, konnte aber leider zu keiner Klarheit gelangen.

Nachdenklich stieg ich ins Bett und da ich auf der einen Seite nicht aus dem Labyrinth kommen konnte, so legte ich mich auf die andere Seite und schlief ein.

* * *

Einige Tage nachher war ich wieder im Verein.

Als mein Freund meiner ansichtig wurde, stürzt er mir gleich mit den aufgeregten Worten entgegen: „Denk Dir, was mir neulich passiert ist!“

„Was dann?“

„Denk Dir, ich fahre mit einem wahnsinnigen Droschkentritscher.“

„Das ist doch gar nicht möglich!“

„Wie ich Dir sage. Ich wollte Dir nämlich trotz Deines verdamnten Bullenbeißers einmal eine Visite machen. Ich schickte also den Kutscher voraus, befehle ihm zu klingeln, wenn er den Hund nicht schon im Garten trifft, und wollte dann, vorausgesetzt, daß die Luft rein war, hinten nachkommen!“

Jetzt ging mir ein Licht auf.

„Der dumme Tölpel geht auch durch den Garten und läutet.“

Ich warte und warte.

Wie er kommt, frage ich ihn, ob der Hund gebellt habe.

Aber, anstatt mir Bescheid zu geben, schwingt er sich mit unglaublicher Schnelligkeit auf den Bock, haut wie rasend auf die Pferde ein und fährt mit mir über das Pflaster, daß ich denke, der Wagen muß in tausend Stücke gehen — fährt und fährt — wohin meinst Du?“

„Nun?“

„Aufs Polizeiamt!“

„Ist's denn menschenmöglich?“

„Ja, aufs Polizeiamt. Der Mensch war entschieden bodenlos verrückt. Ein Rotkragen, dem der gefährliche Kutscher schon zugeschrien hatte, will mich sofort hinter Schloß und Riegel bringen und hätte ich nicht meinen Ausweis bei mir gehabt, wahrhaftig, ich wäre die Nacht über eingesperrt worden. Das hat man davon, wenn man Dich besuchen will.“

Als er damit fertig war, trank er ein Glas Eierrogg in einem Zuge aus.

Das Abenteuer, das er bestanden hatte, ging mir doch nahe. In etwa einer Woche schickte ich ihm ein schwarzumrandetes Schreiben mit der Nachricht, daß der gräuliche Bullenbeißer in Frieden verendet.

Und in fidelster Laune tranken wir die letzte Flasche Hochheimer auf den Untergang dieser Bestie.
(Vr esl. 3tg.)

Ansteckung und Trinkwasser.

(Schluß.)

Förster erklärt den Zusammenhang der Cholerafrequenz mit dem Schwanken des Grundwassers dahin, daß bei hohem Grundwasserstand, wo das den Brunnen umgebende Erdreich vollgesogen ist, aus den Kanälen und Senkgruben nur wenig austreten wird, daß aber beim Sinken des Grundwassers die Fauche reichlich in den Boden übertritt. Lang dauernder niedriger Grundwasserstand ist der Verbreitung der Cholera ebenfalls hinderlich, da die Fauche alsdann vom Boden zurückgehalten wird; steigt dann aber infolge von Regen das Grundwasser wieder, so werden die infizierten obern Bodenschichten von neuem aufgelaugt, die Krankheit nimmt zu.

Wenn auch nicht, wie bereits angedeutet, die Ansteckungsstoffe allein durch das Wasser, sondern vielmehr durch die Luft ausgeführt werden, so steht doch fest, daß dem Trinkwasser ein großer Anteil an der Verbreitung der Seuchen, besonders Typhus, Ruhr und Cholera, zukommt. So teilt Professor Biermer in Zürich aus mehr als 1300 Fällen Thatfachen mit, welche die Entstehung des Typhus durch den Genuß unreinen Trinkwassers erklären, besonders die Epidemie von Winterthur, wo der Uebergang der Typhuskotstoffe in das Trinkwasser und die Erkrankung derer, welche davon genossen hatten, fast zur Evidenz erhoben ward. Nach ihm ist die Typhusursache ein spezifisches Gift, welches vornehmlich mit dem Typhusstuhle verschleppt werde. Am häufigsten sei deshalb wohl der Boden und das Grundwasser infiziert, und es könne dann der Typhus zu einer einheimischen Krankheit werden, hier lange schweigen und dann ab und zu wieder belebt werden. Im Waisenhaus zu Halle brach vor längerer Zeit eine Typhusepidemie aus, von welcher Zudschwerdt nachweist, daß sie nur durch den Genuß des mit typhösen Abgangstoffen verunreinigten Trinkwassers einer bestimmten Wasserleitung entstand und durch Beseitigung dieser Ursache getilgt wurde. Im Dorfe Terling, Grafschaft Essex, erkrankten 1867 von 900 Einwohnern 268 am Typhus, der nach Dr. Thorne auf Verunreinigung des Brunnenwassers mit Kloakenstoffe zurückzuführen war. Die männliche Bevölkerung, die den Tag über auswärts arbeitete und von dem Trinkwasser des Dorfes nicht genoß, hatte wenig von der Krankheit zu leiden. So liegen eine Menge von Belegen dafür vor, daß unreines Trinkwasser Typhus, bezüglich Cholera u. s. w. hervorgerufen, und daß Herbeileitung guten Trinkwassers die städtischen Gesundheitsverhältnisse verbessert hat. So ist in Cardiff nach einer neuen

Wasserversorgung die Jahressterblichkeit von 33,2 pro Wille auf 22,6, in Merthyr von 32,2 auf 26,2, in Newport von 31,2 auf 21,6, in London von 25 auf 22 herabgegangen.

Man hört zuweilen die Bemerkung, ich habe all mein Lebtag Wasser getrunken und doch keinen Typhus, keine Cholera, keine Ruhr gehabt; womit die oben angeführten Thatfachen und Theorieen als Schwindel der modernen Wissenschaft gestempelt werden sollen. Nur Beschränktheit und ein absichtliches Sichverschließen gegen die Errungenschaften der strengen Forschung unserer Zeit führen zu solch grundlosem Regieren. Wenn bei einem selbst größern Gehalt an organischen Zersetzungsprodukten der Genuß eines Wassers nicht unter allen Umständen Störungen der Gesundheit hervorruft, so rührt dies einestheils daher, daß sich der Organismus an manche Schädlichkeiten gewöhnt, daß ferner schädliche Stoffe von gut organisierten Naturen rasch ausgestoßen werden, und daß es durch vollständige Drydation der Zersetzungsprodukte in lufthaltige Boden zum Auftreten von giftigen Fäulnisprodukten und Krankheitskeimen gar nicht kommt. Ist zur Zeit epidemischer Darmliden die Disposition des Individuums zu solchen größer, vielleicht gerade durch das fortgesetzte Einatmen oder den Genuß der mikroskopischen Keime im Trinkwasser, so wird sich der Einfluß schlechten Trinkwassers auch bei kräftigen, sonst widerstandsfähigen Naturen stärker äußern.

Aus alledem geht mit Bestimmtheit hervor, daß wir unsern Untergrund- und Grund- oder Trinkwasserhältnissen ein besonderes Augenmerk widmen müssen, wenn wir die Luft unserer Wohnungen und vor allem unser Trinkwasser vor zunehmender Verschlechterung schützen wollen. Es ist deshalb dringend nötig, aufs strengste dafür zu sorgen, daß undichte Gruben und Kanäle gedichtet, daß die neuen möglichst sorgfältig und praktisch angelegt werden. Bei Anlage neuer Brunnen oder zur Verbesserung bestehender empfiehlt es sich, innerhalb des Brunnenfessels einen Kastenbrunnen von ca. 8–10 Meter Tiefe, der das obere Grundwasser hermetisch abschließt, niederzutreiben, um unsern Trinkwasserbedarf aus den Schichten zu entnehmen, wo der von Zersetzungsprodukten noch freie Untergrund reines Wasser liefert. Eine erfolgreiche Abwehr der drohenden Verschlimmerung des Gesundheitszustandes dürfte von einer durch Bodendrainage bedingte Regulierung der Grundwasserfluctuationen zu erwarten sein. Daß die Wasserleitung nur gutes, gesundes Wasser liefert, muß vorausgesetzt werden. Dgleich die Durchführung der gestellten Forderungen noch manche pekuniären Opfer notwendig machen wird, so kann sie nur eine Frage der Zeit sein. Denn einmal thut uns schon die Statistik immer überzeugender dar, daß überall da, wo die Gemeinwesen sich den rationellen Forderungen der Hygiene fügen, ein verbesserter Gesundheitszustand und eine verringerte Sterblichkeit richtig kapitalisiert, die Mehrkosten der Verbesserungen bestimmt decken. Dann aber dürfen wir kein Opfer scheuen, wo es sich um Gesundheit und Wohlbefinden von Tausenden handelt; wir erfüllen nur eine Pflicht der Humanität, wenn wir die vorwärts schreitende

Gefenntnis durch eine rationelle Handhabung der Gesundheitspflege, selbst mit erheblichen Opfern, praktisch verwerten. (Hamb. Börsenblatt.)

Ueber die Nilanschwellung und die periodischen Kulturen der Nilbauern

Berichtet der Neuen Freien Presse ein mit den Verhältnissen vertrauter Korrespondent nachfolgendes: Wenn der große „Nilbrand“, d. h. die Trockenheit, mit Anfang Juni vorüber, dann entfärbt sich das Nilwasser. Die Nacht vom 16. auf den 17. Juni ist die Nacht des Tropfens (Tel-en-nuktah). Wie die uralte Legende will, fällt die „Fisthkräne“ in den heiligen Strom und schwängert ihn. Das Volk begehrt diese Nacht mit Freudenfesten. Mit dem 3. Juli beginnt die tägliche Anrufung des Nilstandes. Der Aufseher beim „Nilmesser“ der auf der Südspitze von Kairo gelegenen Insel Rohda kontrolliert das Steigen des Wassers an einer baumdicken Steinsäule, welche aus einem wohl 40 Fuß tiefen Schachte aufragt. Dann schickt er seine Rufer in die Gassen der Stadt, die unter Gebeten und Gesängen, von blumentragenden Knaben begleitet, den Wasserstand verkünden. Bald erheben sich stärkere Nordwinde und der Strom wird reißender, die Luft temperiert sich, und vom 15. bis 20. Juli steigt der Nil sehr rasch. Die Pest hört auf, die Flöhe verschwinden. Man erntet die Sommerhirse. Dann kommen die 40tägigen Samum- oder Giftwinde, und die Augenkrankheiten nehmen zu. Mit den ersten Granatäpfeln, Mitte August, sät der Fellah die Herbsthirse. Am 10. September ist der Nerus-Tag, ein Volkskarneval, welcher den Segen des bis zu seinem Füllpunkte gestiegenen Stromes feiert. Das ist der „Nilherbst“, die angenehmste Jahreszeit in Egypten. Nun ist Baumwoll-Ernte, kommen Oliven und Datteln. Bis Ende September bleibt der Nilstand so ziemlich gleich, dann steigt er von neuem und erreicht mit dem 16. Oktober seine Normalhöhe, die, soll sie Segen bedeuten, weder mehr noch weniger als 41 Fuß 2 Zoll am Nilmesser zeigen darf. Anfangs November ist Rosenzeit, die Südwinde bringen bisweilen, allerdings selten genug, Regen, man erntet Herbsthirse, die Saat, die während der Ueberschwemmung stand, und es werden die meisten Winterfrüchte gesät. Mitte Dezember reift das Zuckerrohr; Mitte Januar ist die größte Kälte, wo das Nilwasser süß und klar wird. Mit dem 18. Februar beginnt die „kleine Sonne“, das heißt der Frühling; die „große Sonne“, nämlich der Scheidepunkt für Winter- und Sommer-Halbjahr, fällt einen Monat später; dazwischen liegt die Pflegezeit für die Gärten. Ende März wird das Zuckerrohr gesät, anfangs April blüht die Dattel; Mitte April ist erste Ernte im Delta, und Ende April beginnt die „Chamaszeit“ (Fünfundzwanzig-Tage-Zeit) mit den heißen Wüstenwinden. Mitte Mai endlich wird der Spätweizen geerntet. Während die ersten drei Jahresmonde sind die Felder trocken; am tiefsten ist der Nilstand Mai und anfangs Juni. Die schwellende Nil-Über ergießt ihr Nährwasser in das Kanalnetz des Deltas und wo sonst an den Stromuferu der Wüste ein Stück Land abgerungen worden. Von Strecke zu

Strecke werden die Kanäle durch Querdämme unterbrochen, das Kanalwasser staut sich hinter dem Dämme und strömt durch Schleusen in das nebengelegene Niederland. Jeder Damm hat seinen Ueberschwemmungsbezirk. Ist der hinter dem ersten Querdämme gelegene Teil des Landes genügend mit Wasser bedeckt, so sticht man diesen Damm an, worauf das Wasser im Kanal bis zum zweiten Dämme strömt und sich über dessen Bezirk ergießt. Und nach diesem einfach sinnreichen Systeme geht es weiter. Ist das Hochwasser ungenügend, so bleibt der Bezirk teilweise brach für dieses Jahr; für jene Felder, wo noch eine Ernte steht, werden die Schleusen erst nach der Ernte geöffnet. Ist die Ueberschwemmung aber allzu reichlich, dann durchbricht das Wasser oft die Dämme, vernichtet die angebaute Saat und schwenmt die Böschungen hinweg; das Vieh ertrinkt, die lehngedackenen Fellaehdörfer lösen sich auf, und die Wasserbau-Ingenieure, Beamten, Schulzen und Bauern haben böse Zeit. Alles ist auf den Weinen, und das Volk wird zur Frohne getrieben, um schleunigst Schleusen und Dämme anzubessern. Die Jahre 1863, 1869, 1874 und 1878 waren solche gefährliche Jahre. Ist aber die Kanalfüllung gerade bis zum Rande, eine wohl abgewogene, dann sind Festereien an der Tagesordnung, und die Nilbauern feiern ihre Hochzeiten. Sobald dann der Fluß wieder ins Sinken kommt, dann wird das befruchtende Wasser durch Abdämmen noch eine zeitlang auf dem Felde zurückgehalten. Zwischen dem überschwemmten Lande bleiben viele höhere Punkte, die erfahrungsgemäß vom Wasser nicht erreicht werden, die Wohninseln der Menschen und Gebiete jener Kulturen, die keine Ueberschwemmung brauchen. Die Hauptorte sind durch breite Dämme, die oft mit Akazien bepflanzt, miteinander verbunden, deren Windungen den Wanderer zu großen Umwegen zwingen. Die Kanäle sind in Egypten zweierlei: die eigentlichen, kleinern Verieselungskanäle, die sogenannten „Nili“, und die großen Zuleitungskanäle, sogenannte „Sefi“; die erstern werden nur bei Hochwasser, die zweiten, welche zumeist aus Nchemed Nlis Zeiten stammen, können auch bei der Trockenzeit gebraucht werden. Die Zahl der „Nili“ ist unendlich, die der „Sefi“ sehr limitiert; es dürfte deren im Delta höchstens sieben bis acht geben, wovon die bekanntesten wohl der Mahmudiye und der Ismailiye sein werden. Ihr Wasserstand wird durch große Schleusenwerke reguliert, und es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß der Feind von denselben einen gefährlichen Gebrauch machen kann, allerdings zumeist auch zu seinem eigenen Schaden. Das mächtige Stauwerk (Barrage) an der Mittelung war dazu bestimmt, die Verteilung der Schwellwasser in einer Weise zu regulieren, daß Chancen der Ueberschwemmung für alle Zeiten der Berechnung untergeordnet und die Kanäle schiffbar gemacht werden konnten. Es kostete 30 Millionen Francs und liegt heute in Trümmern.

Elektricitäts-Ausstellung in München.

Am 16. September wird im Glaspalaste in München, nachdem Paris und London den Reigen

eröffneten, die dritte internationale Elektrizitäts-Ausstellung eröffnet werden. Die Vorführung der verschiedenen Anwendungen der Elektrotechnik werden aber nicht allein auf den Glaspalast beschränkt bleiben. So wird die Brienerstraße von der Ludwigsstraße beginnend bis zu den Propyläen mit mächtigen Bogenlichtern von Brush und Schuckert beleuchtet, während die Edison-Compagnie die Gaslichter der Arcisstraße durch die elektrischen Glühlichter ersetzen wird. Probezüge, mit elektrischer Lokomotiv-Beleuchtung versehen, werden vom Central-Bahnhof aus Versuchsfahrten unternehmen; ein Beleuchtungswagen von Schuckert mit Leuchtturm, auf welchem die elektrische Lampe und die zum Betriebe derselben nötige Dampfmaschine gemeinsam installiert sind, wodurch ein leicht transportables elektrisches Licht für Kriegszwecke, Baupläge zc. erhalten wird, wird periodisch verschiedene Plätze und Straßen erhellen und eine Riesen-Reflektor-Lampe mit 10 000 Kerzenstärke vom Dache des Glaspalastes aus die Türme der Stadt beleuchten. Der Ausstellungspalast selbst wird durch Bogen- und Glühlichtlampen von Edison, Brush, Schuckert, Niedinger (Siemens), Schwerd, Fein, Schulze, Crompton, Einstein, Jablochkow, Solignac u. s. w. in Tageshelle erstrahlen. Ein Garten und ein zierlicher Arkadenbau, an den sich links und rechts Prunkgemächer anschließen, dienen dazu, die verschiedenen Arten von Glühlichtern, wie jene von Edison, Siemens, Müller, Greiner und Friedrichs, Swan und Maxim, in ihrer Verwendung für die Beleuchtung von Innenräumen vorzuführen. Dieselben werden Salons, Schaukäden, Arbeitszimmer, Wohnzimmern u. s. w. in künstlerischer Ausstattung darstellen. Eine Kapelle hat den Zweck zu zeigen, wie eine Kirche in zweckentsprechender Weise mit elektrischem Lichte beleuchtet werden kann. Ein Säulengang führt in die Gemälde-Galerie, deren elektrische Oberlicht-Beleuchtung mit Siemens'schen Bogenlichtern ihre Wirkung auf Kunstwerke erkennen lassen und ein Urteil über die wichtige Frage ermöglichen wird, ob die Benutzung derartiger Sammlungen zum Behufe des Studiums in den Abendstunden durchführbar ist. Die hervorragendsten Künstler Münchens werden die Gemälde-Galerie mit ihren Werken schmücken. In einem Zeichnungsjaale werden verschiedene Methoden der Beleuchtung zum Zwecke des Unterrichts sowohl wie für Etablissements, in welchen Zeichner, Lithographen, Holzschneider, Retoucheure zc. zu arbeiten haben, zur Anschauung gebracht sein. Eine Abteilung bringt die Anwendung der Elektrizität im Verkehrs- und Militärwesen zur Vorführung. Verschiedene von einander getrennte Räume enthalten die Apparate, durch welche die Opern des königlichen Hoftheaters, die Operetten des Theaters am Gärtnerplatz und die Konzerte des kaiserlichen Hoftheaters dem Besucher durch Drahtleitungen übermittelt werden. Ein kleines Gemach enthält das Telephon, welches mit der an hundert Kilometer langen Telegraphenlinie München-Murnau-Oberammergau verbunden ist, so daß man von hier aus mit den an diesen Stationen eigens aufgestellten Personen sprechen und von denselben aufgeführte Musikstücke vernehmen kann. Hervorragendes Interesse werden dann die laut-

sprechenden Riesen-Telephone erwecken, welche zum ersten Male auf einer Ausstellung fungieren. Durch sie ist es möglich, ein Konzertstück, welches im Englischen Café exekutiert wird, so zu übertragen, daß dasselbe in dem betreffenden Raume des Glaspalastes von allen daselbst anwesenden Personen deutlich zu vernehmen ist. Gegenüber wird in einer eigenen Abteilung Edison seine sämtlichen Erfindungen und Anlagen teils durch die Objekte selbst, teils durch Pläne zur Anschauung bringen. Ueber die Anwendung der Elektrizität auf dem Gebiete der Medizin wird der Arzt wie der Laie reichliche Belehrung in der medizinisch-elektrischen Gruppe finden, wo neben Apparaten aller Art eine komplette elektrische Badeanstalt aufgestellt sein wird. Wer sich dann eine Erinnerung an die Ausstellung mitzunehmen wünscht, betritt die photographischen Ateliers, wo er sich gegen billige Entschädigung bei elektrischem Lichte aufnehmen lassen kann. Die nötigen Kräfte zu den Demonstrationen der für die Technik so wichtigen elektrischen Kraftübertragungen werden von weitem Entfernungen hergeleitet, und zwar teils vom Polytechnikum in München, teils von der fünf Kilometer entfernten Hirschau, ja sogar mittels eines einfachen Telegraphendrahtes bis von dem 60 Kilometer entfernten Wiesbad, so daß man die Kohlen der oberbayerischen Bergwerke, statt sie nach München zu führen, auch an Ort und Stelle verbrennen und die erzeugte Kraft mittels Elektrizität dahin leiten kann. Endlich wird nach den Angaben des Ober-Maschinenmeisters R. Lautenschläger im Glaspalast ein Theater errichtet, um zu zeigen, daß es möglich ist, die feuergefährliche Gasbeleuchtung unserer Theater durch das vollständig ungefährliche elektrische Glühlicht zu ersetzen.

Ein Liebesbrief aus dem vorigen Jahrhundert.

Es gewährt ein gar seltsames Interesse, sich in den Geist der Zeit zu versetzen — wenn auch nur, um zu der befriedigenden Ueberzeugung zu gelangen, „wie wir es doch so herrlich weit gebracht.“ Vor uns liegt ein Liebesbrief aus dem Jahre 1742. Ein mitleidiges Lächeln huscht fast unwillkürlich über unser Gesicht bei der Lektüre dieser ebenso abgeschmackten wie seltsamen Liebesepisteln. Oder scheint es Ihnen etwa nicht übertrieben, wenn Sie folgendes Skriptum lesen?

„Goldseligste Gebieterin!

„Glücklich ist der Tag, welcher durch das „glattbesamnte Karfunkelrad der hellen Sonne „sich mit tausend süßen Strahlen begossen hat, „als ich in dem tiefen Merre meiner Unwürdigkeit die köstliche Perle Ihrer Tugend in Ihrer „Bekanntschafft gefunden habe. Dazumal lernte „ich der Hoffart einigen Dienst erweisen, indem „ich die schöne Himmelsfadel mit Verachtung an- „sah, gleich als wäre sie nicht würdig, bei dem „hellblinkenden Lustfeuer Ihrer liebreizenden Augen „gleichscheinend sich einzustellen. Die Venus hat „ihr vorlängst den güldenen Apfel geschickt und durch

„ihr eigenes Bekenntnis den Ruhm der Schönheit
 „auf sie gelegt. Juno eifert nun wieder mit ihrem
 „Jupiter, als möchte er sich aufs neue in etwas
 „anderes verwandeln und ihrer teilhaftig werden.
 „Diana will nicht mehr baden, weil sie weiß, daß
 „sie das Lob ihres schneeweißen Leibes verloren
 „hat. Apollo wünscht Sie unter den Musen zu
 „haben, wenn das Verhängnis nicht den Schluß
 „gemacht hätte, daß Sie lieben und geliebt werden
 „sollen. Minerva schämt sich, daß sie in tugend-
 „haften Treflichkeiten nicht mehr die vortrefflichste.
 „Ach, werteste Schöne, Sie vergeben meiner Feder,
 „daß sie ihren Schnabel an ihrem Ruhme wezen will.

Und so geht es fort, leider nicht mit Grazie
 und gewiß, die Schönste der Schönen, die Eitelste
 der Eitlen würde, obgleich der Liebesbrief im allge-
 meinen außerhalb jeder Verbindung mit der gestrengen
 Frau Logica stahl, etwas an der ihr zur Last gelegten
 Vorzüge zweifeln. Aber freilich, die Zeiten ändern
 sich und wir in ihnen.

In Einsamkeit.

Du wahnst wohl oft, daß ich dir grolle,
 Weil ich verwaist bin und allein;
 Doch ewig soll das liebevolle
 Gedanken nur dein Anteil sein.

Lehrt auch das Leben harte Lehre,
 Nicht will ich zürnen dem Geschick;
 Vergessen will ich alles Schwere,
 Gedanken will ich nur ans Glück:

Wie einst dein Herz an mir gehangen
 So tiefbewegt und jugendheiß!
 Ich habe ja mein Heil empfangen,
 Wenn ich dein Heil geborgen weiß.

Nun erst, mein Lieb, kann ich dir danken,
 Viel tiefer, als in reicher Zeit —
 Wenn ich dich liebe ohne Schranken
 In dieser armen Einsamkeit.

Karl Stieler.

Lesefrüchte.

Wenn das Glück, die leichte Dirne,
 Launisch dir den Rücken kehrt,
 Hebe doppelt kühn die Stirne,
 Gürte doppelt fest das Schwert.

Rasch verwelkt ein Kranz aus Zweigen,
 Die du spielend dir gewannst:
 In der Not erst magst du zeigen
 Wer du bist und was du kannst.

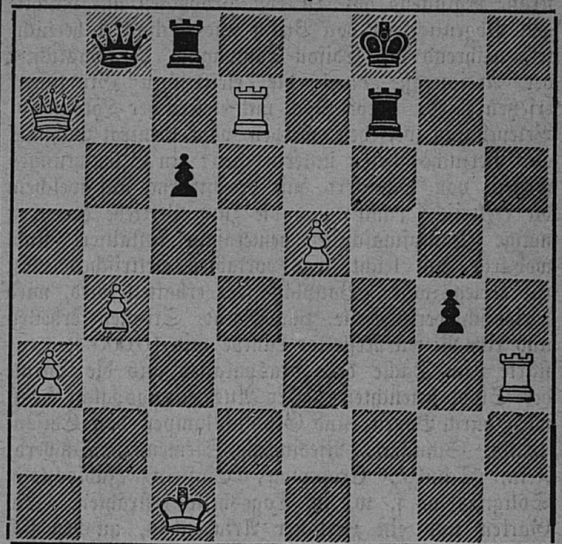
Emanuel Geibel.

Der Mensch entschuldigt seine Schwachheit nur
 zu gern mit nichts lieber, als mit der Schwachheit
 der menschlichen Natur — über die Anderer urteilt
 er leider oft ganz anders.

Wer gute Menschen liebt, kann wenigstens nicht
 ganz verdorben sein.

Schachaufgabe

von
 Theodor Herlin.
 Schwarz.



Weiß.
 Mat in 2 Zügen.

Auflösung der Aufgabe in Nr. 9 des Erzählers:

A. 1. T a 4 — a 1. 1. b 2 : T a 1.
 2 D a 2 : a 7 mat.

B. 1. 1. b 7 — b 6, oder b 7 —
 b 5, oder f 5 — f 4,
 oder L 5 — h 4, oder
 K h 1 — h 2, oder K
 h 1 — g 2.

2. D b 1 : L g 1 mat.

Richtig gelöst von Herrn C. M. S., Elise H., G.
 K. hier, N. L. in Ohligs und J. in Hilden.

Rätsel.

Mich dauert, wer die Erste muß entbehren,
 Ein Mangel, der, wo auch sein Fuß sich ruht,
 Ihm das Empfinden wird der Zweiten lehren,
 Weil er zugleich entbehrt ein köstlich Gut.

Das Ganze macht des Menschen Wang' erblaffen.
 Es treibt ihn fort in sehnsuchtsvollem Bangen,
 Und eher nicht wird ihn die Dual verlassen,
 Bis ihn die Erste wieder hält umfangen.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:
 Rache.

Richtig angegeben von J. Bürger hier.